Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 574. **Mittwoch** den 11. November 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 11. November.

Zentrum und Reichsfinanzreform.

Ueber die unentwegte Durchführbarkeit seiner Methode, dem dringenden Verlangen nach einer Reichsfinanzreform immer nur ein nackes non possumus entgegenzustellen, scheint das Zentrum nachgerade selbst bedenklich geworden zu sein. Die formale Achillesferse des Zentrumsgedankens, die ursprünglich nur als vorübergehender Notbehelf gedachten Matrikularbeiträge zu verewigen, ja, zum Grund- und Eckstein des Reichsfinanzsystems zu machen, liegt in der prinzipiellen Ungerechtigkeit dieser Einrichtung. Die Matrikularbeiträge werden auf die Einzelstaaten nach der Kopfzahl ihrer Bevölkerung umgelegt, bilden also eine Kopfsteuer in der krassesten Form. Dem will die Zentrumspresse jetzt durch einen andern Umlegungsmodus abhelfen, für den nicht die Bevölkerungsziffer, sondern die Leistungsfähigkeit maßgebend sein soll. Das Organ des Abgeordneten Richter zollt diesem Vorschlage Beifall und fügt ihm seinerseits einen weiteren Vorschlag hinzu, nach welchem Ueberweisungen aus den Zöllen an die Einzelstaaten nicht mehr stattfinden sollen, wogegen die bisher dem Reiche verbliebenen Einnahmen aus einigen indirekten Steuern unter die Ueberweisungen aufgenommen werden könnten. Damit, meint man, würde den berechtigten Klagen der Einzelstaaten Genüge geschehen sein. Auf den ersten Blick mag eine solche „Reform" manchem plausibel erscheinen. Aber wie würde sich in der Praxis der Erfolg einer solchen Aenderung gestalten? Auf diese Frage erteilt der „Schwäb. Merkur" die allein richtige Antwort, indem er ausführt: Nach dem Richterschen Gedanken soll die einzelstaatliche Finanzwirtschaft gegen die unvermeidlichen starken Schwankungen der Ueberweisungen geschützt werden. An sich wäre ein solcher Schutz gewiß sehr wertvoll, denn die Sicherheit und Solidität der einzelstaatlichen Finanzwirtschaft leidet auf das Schwerste unter der Ungewißheit, mit welchen Einnahmen aus dem Reiche sie rechnen kann. Aber würde diese Ungewißheit nach dem Richterschen Vorschlag gehoben sein? Ohne Zweifel sind die Zölle ihrer Natur nach der am meisten dem Schwanken ausgesetzte Faktor in den Reichseinnahmen. Aber in nicht erheblich geringerem Grade muß das auch von den indirekten Steuern bezw. den Stempelabgaben gesagt werden. Werden diese, um die Franckensteinsche Klausel beibehalten zu können, auch ferner den Einzelstaaten überwiesen, so wird für diese die Unsicherheit vielleicht etwas gemildert, aber keineswegs beseitigt sein. Mit anderen Worten: es wäre eine Neuerung, die kaum der Mühe verlohnte. Nun aber die Hauptsache! Daß die Einzelstaaten zu den Reichsausgaben lediglich nach dem Maßstabe ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit herangezogen werden sollten, ist eine so selbstverständliche Forderung der Gerechtigkeit, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht. Aber so einfach sich das aussprich, so schwer ist es getan. Nach welchem Maßstabe soll denn die Leistungsfähigkeit festgestellt werden? Etwa — was zweifellos am nächsten läge — nach dem Ertrage der direkten Steuern? Aber da fehlt vor allen Dingen die Gleichmäßigkeit. Die Steuersysteme in den verschiedenen Staaten des Reichs sind bekanntlich noch immer sehr verschieden. Sie kurzerhand über einen Leisten zu schlagen, ist unmöglich, ganz abgesehen davon, daß die Reichsgesetzgebung dazu überhaupt nicht befugt wäre. Es bliebe nichts anderes übrig, als für das ganze Reich ein Einkommensteuerkataster aufzustellen und die Bevölkerung der Einzelstaaten nach demselben zu veranlagen, um so die finanzielle Leistungsfähigkeit jedes einzelnen Staates festzustellen. Dem widerstreben aber die prinzipiellen Gründe, die von den Einzelstaaten stets dem Gedanken einer Reichseinkommensteuer entgegengesetzt worden sind. Eine solche würde freilich nicht erhoben werden, aber der ganze für sie erforderliche Apparat, der unter allen Umständen einen tiefen Eingriff des Reiches in die Selbständigkeit der einzelstaatlichen Verwaltungen mitsichbringen würde, müßte geschaffen werden. Daß die Einzelstaaten sich dazu verstehen würden, wird schwerlich jemand glauben. Und dabei ist das Komische, daß auch das Zentrum, das jetzt die Forderung des veränderten Umlegungsmodus der Matrikularbeiträge zur Parole macht, stets die gleichen Gründe gegen jenen Eingriff in die Sphäre der Einzelstaaten geltend gemacht hat. Sodann aber: was würde bei der ganzen Umwälzung praktisch herauskommen? Gewiß, die Hansastädte würden stärker herangezogen und ein paar mitteldeutsche Kleinstaaten würden etwas entlastet werden. In letzterer Beziehung trägt man sich aber mit übertriebenen Vorstellungen. Waldeck, auf das gewöhnlich exemplifiziert wird, scheidet aus der Betrachtung aus, denn es wird von Preußen verwaltet, dem es infolgedessen auch finanziell zuzurechnen ist. Ebenso scheiden aus einige Kleinstaaten mit stark entwickelter Industrie, z. B. Anhalt und die beiden Reuß. Für alle größeren Staaten aber würde der neue Veranlagungsmodus eine wesentliche Aenderung in der Höhe des Matrikularbeitrages kaum zur Folge haben, denn in ihnen kompensieren sich leistungsfähigere und minder leistungsfähige Landesteile gegenseitig. So würde die praktische Wirkung der großen „Reform der Gerechtigkeit" eine äußerst geringe sein und, was das Schlimmste ist, das unerträgliche finanzielle Verhältnis zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten wäre durch die ausdrückliche Sanktionierung der Matrikularbeiträge als einer dauernden Einrichtung verewigt. Nach alledem ist klar, daß man dem Vorschlage der Zentrumspresse viel zu viel Ehre antut, wenn man ihn ernst nimmt. Er ist Sand in die Augen.

Der Kampf um die Schule in Preußen.

Das preußische Zentrum läßt jetzt endlich, kurz vor den entscheidenden Wahltagen, die Maske fallen und gesteht, daß ihm das Schuldotationsgesetz vollständig Nebensache, die konfessionelle Schule aber, die Herrschaft der Kirche, des Klerus über die Schule, das unverrückbare Ziel seines Strebens ist. Zur Erreichung dieses Zieles kommt es dem Zentrum auch gar nicht darauf an, sich mit der Sozialdemokratie zu verbrüdern, wenn nur bei den bevorstehenden Wahlen der Liberalismus, dieses Hemmnis der konfessionellen Schule, zurückgedrängt und vernichtet wird! So sieht die Stütze der Regierung, die „staatserhaltende Partei" aus! Die Regierung gibt durch ihr offiziöses Regierungsorgan, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", die Parole zum Zusammenschließen aller Parteien gegen die Sozialdemokratie aus — — — das Zentrum erklärt, in diesem Kampfe nicht mitmachen zu wollen, wenn ihm nicht die konfessionelle Schule gewährt wird. Mit ungweideutiger Herausforderung an die Regierung schreibt die „Köln. Volksztg.":

„Der Kampf um die Volksschule, der bei den jetzigen Wahlen gekämpft wird, erfordert von uns eine viel größere Aufmerksamkeit als die Frage der Bekämpfung der Sozialdemokratie bei den preußischen Wahlen, und Eltern, welche wollen, daß ihre Kinder in den Schulen konfessionell-christlich erzogen werden, haben viel mehr Anlaß, bei den Wahlen darauf zu achten, daß nicht der kirchenfeindliche Liberalismus aus den Wahlen gestärkt hervorgeht, als daß speziell die Sozialdemokratie im Sinne der „Nordd. Allg. Ztg." bekämpft werde. Der Liberalismus ist emsig an der Arbeit, lassen wir es bei den bevorstehenden Wahlen nicht an der Gegenarbeit fehlen. Es könnte sonst für die Schule vieles auf dem Spiel stehen."

Gewiß, für die preußische Schule steht viel, alles auf dem Spiele! Das haben die Nationalliberalen in Preußen längst erkannt und deshalb zum Kampfe gegen die klerikalen Herrschgelüste über die Schule aufgerufen. Sowohl von konservativer wie von ultramontaner Seite ist bis zur Stunde immer behauptet worden, dieser Aufruf sei nur elende Wahlmache und führe einen Kampf gegen Windmühlen. Jetzt bekennt der Ultramontanismus wenigstens offen Farbe und entzieht sich der Bekämpfung der Sozialdemokratie, wenn die Regierung ihm nicht die konfessionelle Schule einräumt, die doch nur eine Etappe zur unumschränkten Herrschaft des Ultramontanismus über die Schule in Preußen ist.

Eine verschlafene Zentenarfeier.

Mit einer Unschuldsmiene sondergleichen berichteten die Pester Blätter vor kurzem, es habe „in kommunalen Kreisen peinlich berührt", daß die zweite Jahrhundertwende der Erhebung von Pest und Ofen zu königlichen Freistädten (das königliche Diplom datiert vom 23. Oktober 1703) im dortigen Zentralstadthause gänzlich verschlafen worden sei, und es werde dies um so unliebsamer empfunden, als anläßlich des 200. Jahrestages der Gründung Petersburgs — eine Festivität, die Ungarn doch weniger angeht, als die zweite Zentenarfeier der nun vereinigten Städte Pest und Ofen — die ungarische Haupt- und Residenzstadt ihren Oberbürgermeister und mehrere hohe städtische Funktionäre nach der Newa entsandte. Im Zentralstadthause, so bemerkte der „Pester Lloyd" bekümmerten Sinnes, mißt man die Schuld dem Oberarchivar bei, der in erster Reihe dazu berufen war, diesen Tag in Evidenz zu halten und rechtzeitig, schon vor Monaten, dem Bürgermeister Bericht zu erstatten, damit er Gelegenheit habe, zur würdigen Begehung des Geburtsfestes der Haupt- und Residenzstadt Vorbereitungen zu treffen. — Das Versehen des Archivars ist verzeihlicher, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Wenn nämlich die Feier mit jenem Pomp und jener Umständlichkeit in Scene gesetzt worden wäre, wie das in Ungarn landesüblich ist, so wäre man doch an der unbequemen Tatsache schwer vorbeigekommen, daß die beiden Städte deutsche Gründungen sind, daß ihre Erhebung zu königlichen Freistädten zufällig gerade zu einer Zeit erfolgte, als — nach Eroberung Ofens und Verjagung der Türken durch Prinz Eugen von Savoyen — die Städte durch starken deutschen Zuzug an Bedeutung gewonnen hatten, denn damals verfolgten die Habsburger wenigstens zeitweise eine germanisatorische Politik in Ungarn, die nicht eines gewissen großen Zuges entbehrte, — die Hauptmasse des südungarischen Deutschtums wurde bekanntlich unter Maria Theresia ins Land gezogen, diesem zum Heile. Bei der Feier wäre vielleicht auch daran erinnert worden, wenn auch nicht von den Festrednern, daß noch unter König Matthias die Eidesformel, in der alle Städte Ungarns dem König und seinem Gubernator huldigten (1458), in deutscher Sprache abgefaßt war. Vielleicht hätte man sich bei der Feier der Städte Ofen und Pest nebenbei auch jener Festivität erinnert, die sich die deutschen Bürger von Ofen leisteten, als sie den ersten gegen die bisherige Uebung ihnen aufgedrängten magyarischen Stadtrichter in die Donau warfen, um auf diese Weise die Alleinberechtigung, den Stadtrichter zu stellen, anschaulich nachzuweisen. Der säumige Archivar, der „die Zentenarfeier verschlafen" hat, ist also vielleicht gar nicht so dumm, als es scheint.

Marokko und die Interessen der europäischen Mächte.

Mit Rücksicht auf die dem englischen Ministerium des Auswärtigen überreichte Denkschrift gegen die Uebermacht eines fremden Staates (d. h. Frankreichs) in Marokko dürften die nachstehenden, mit dieser Auffassung übereinstimmenden Ausführungen unseres Mitarbeiters in Tanger vom 1. November von Interesse sein: Der Rückzug des Sultans nach Fez wird von dem die französischen Interessen vertretenden „Journal de Maroc" mit Freuden begrüßt, bezeichnenderweise. Die französische lokale Presse plaudert offenbar aus der Schule, wenn sie merken läßt, daß Frankreich den Sieg des Sultans, die Rückkehr geordneter Zustände nicht wünscht. Es kommt immer mehr an den Tag, wie planmäßig es Marokko umgarnt hat, wie schnell sein Einfluß zunimmt. Daß die marokkanische Frage eines Tages in französischem Sinne geregelt werden wird, ist wohl zweifellos. Den hiesigen Heißspornen geht es aber nicht schnell genug, sie haben ja alle Mitbewerber längst befriedigt, indem sie ihnen Aegypten, Tripolis, die Presidios, die Neutralität von Tanger geschenkt bezw. gelassen haben. Deutschland beiläufig kommt schlecht dabei weg, es bekommt garnichts, der Sultan hingegen wird, aber wohl sehr mit Unrecht, als quantité négligeable betrachtet. England widersetzt sich im geheimen dem ungestümen Vorgehen Frankreichs. Eine Drahtmeldung des „Heralds" aus London bringt heute die Nachricht, daß der Sultan große Aussicht hat, die projektierte neue 25 Millionen-Anleihe zu erhalten; dadurch wäre dem Sultan wieder für lange Zeit, vielleicht endgültig, geholfen. Er braucht nur den begangenen großen Fehler gut zu machen, indem er die nie beherrschten Kabylen sich selbst überläßt. Unter Abd-el-Aziz würde das Feld wieder frei sein und bleiben, wie bisher, auch für den deutschen Handel. Dieser aber darf sich durch die derzeitigen schlimmen Umstände nicht entmutigen lassen, wie es der Fall zu sein scheint, wir haben wenigstens nicht gehört, daß, wie es von englischer Seite geschehen, deutsche Industrielle oder deutsche Handelskammern Vertrauenspersonen hergeschickt hätten, um die augenblickliche Lage zu studieren. Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß Marokko ein ganz ungemein fruchtbares, an Hilfsquellen reiches Land ist, mit dem es sich lohnt, Handel zu treiben, und daß Deutschland gut daran täte, seine Interessen, die es einst zu vertreten haben wird, so schnell als möglich zu vergrößern.

Feuilleton.

Ein interessanter Mann.

7] Roman von Arthur Zapp.

Nachdruck verboten.

Siebentes Kapitel.

Es war gegen Mitte März, als im Sarnowschen Hause die letzte große Gesellschaft der Saison vorbereitet wurde. Erna Sarnow stellte in Gemeinschaft mit ihrem Vater — die Mutter war schon vor Jahren gestorben und die Leitung des großen Haushalts war einer älteren Dame anvertraut — die Liste der Eingeladenen fest. Da man zuguterletzt noch einmal alle, die in gesellschaftlicher Beziehung zu der Familie standen, einladen wollte, nahm die Liste eine Ausdehnung an, über die der Kommerzienrat schließlich den Kopf schüttelte.

„Das geht nicht, Kind", sagte er. „Wir müssen Streichungen vornehmen. Da ist zuerst der rumänische Baron. Schwamm drüber!"

„Aber Papa, er hat doch seinen Besuch gemacht."

„Wenn auch. Den Sommer über verreisen wir und im Herbst ist er wahrscheinlich nicht mehr hier."

Doch Erna Sarnows Widerstand ließ sich auch durch diese Argumente nicht überzeugen, um so weniger als sie bei ihrem letzten Zusammensein mit Baron Minolesku in Frau Valeskas Gegenwart von der bevorstehenden Gesellschaft erzählt und sich von ihm zum Kotillon und zum ersten Rundtanz hatte engagieren lassen. Freilich, davon sprach sie ihrem Vater nicht, sondern vor ihm hatte sie eine andere Einwendung.

„Wir haben ihn durch Nestorsky kennen gelernt. Meinst du nicht, daß sich Herbert verletzt fühlen könnte, wenn wir den Baron nun übergehen?"

Da machte der Kommerzienrat ein bedenkliches Gesicht. Auf seinen Neffen, den Regierungsrat und präsumtiven Polizeipräsidenten hielt er große Stücke und er legte den größten Wert darauf, mit ihm im guten Einvernehmen zu stehen.

„Meinst du? Dann freilich", gab er nach. „Dann müssen wir ihn laden . . ."

Und so geschah es. Erna Sarnow konnte sich im Stillen eines Gefühls freudiger Genugtuung nicht erwehren, als der Rumäne sie zum ersten Rundtanze mit seinem verbindlichsten Lächeln aufforderte. Als sie ein paarmal herumgetanzt hatten, führte er sie in eines der Nebenzimmer. Hier stand in einer Balkonnische ein einladendes Arrangement von Sesseln und Fauteuils. Dicht nebeneinander nahmen sie in dem lauschigen Versteckchen Platz.

„Sie übertreffen sich heute noch, gnädiges Fräulein", sagte er mit einem leidenschaftlichen Blick in ihr strahlendes, erhitztes Gesicht. „Sie sind immer die Anmut und Schönheit in Person, heute aber sind Sie unvergleichlich, einfach berückend."

„Sie fließen, wie immer, von Schmeicheleien über, Herr Baron."

„Ich protestiere, gnädiges Fräulein. Schmeicheleien sind ein Ausdruck gesellschaftlicher Galanterie, die man sagt, ohne etwas dabei zu empfinden. Meine Worte aber sind meine innigste Ueberzeugung, sie kommen direkt — aus dem Herzen."

Sie reckte sich unwillkürlich ein wenig in die Höhe, ihre Augenbrauen zogen sich leicht zusammen und ihre Züge nahmen einen strengeren Ausdruck an.

„Ich finde, man soll sein Herz nicht auf der Zunge tragen", erwiderte sie, „wenigstens nicht auf dem Ball, im gesellschaftlichen Verkehr."

Er aber ließ sich durch diese gelinde Zurechtweisung nicht abhalten, in demselben glutvollen Ton fortzufahren: „Gebieten Sie einmal Ihrem Herzen, gnädiges Fräulein, wenn es in ihm wogt und stürmt! Das geht über Menschenkraft."

Sie atmete heftig und fächelte sich stark. Ihre Mienen zeigten einen beklommenen, peinlich erregten Ausdruck. Mit einer Bewegung, als wenn sie sich erheben wollte, sagte sie ablenkend: „Wollen wir nicht lieber zum Saal zurückkehren? Ich finde es unerträglich heiß hier."

„Aber gnädiges Fräulein", sagte er bittend. „Noch ein paar Minuten, bitte, ich finde es so köstlich heimlich hier."

Sie lehnte sich, seinem Wunsche willfahrend, in ihren Sessel zurück, den Blick auf ihren Fächer gerichtet, den sie nervös auf- und zuklappte. Er sah mit einem lauernden Blick zu ihr hinab. Plötzlich beugte er sich zu ihr hinüber, ergriff mit seiner Rechten ihre auf dem Fächergriff ruhenden Finger und drückte sie zwischen den seinen. Auf die junge Dame schien dieser Gefühlsausbruch einen verletzenden Eindruck zu machen, denn sie entzog ihm sogleich heftig ihre Hand und erhob sich mit jähem Ruck.

„Ich bitte Sie", stieß sie kurz, bestimmt hervor, seinen Blick dabei vermeidend, „mich nach dem Saal zurückzuführen."

Baron Minolesku zögerte einen Augenblick, aber da näherten sich einige Paare der Nische. Der Rumäne verbeugte sich, krümmte seinen Arm und kehrte mit seiner Tänzerin in das Gewühl des Balles zurück.

Als Baron Minolesku ein paar Tänze später Erna Sarnow um eine Extra-Tour bat, lehnte sie ab, Ermüdung vorschützend. Aber er sah ihrer kühlen, strengen Miene an, daß sie ihm zürnte. Doch er ließ sich innerlich von dieser Ungnade wenig anfechten, wenn er auch äußerlich eine bestürzte, zerknirschte Miene zeigte. Er zweifelte keinen Augenblick, daß es ihm nicht allzuschwer gelingen würde, sie wieder zu versöhnen. Dazu bedurfte es jedoch einer Aussprache und bis zum Kotillon war es noch lange hin. Sollte er den ganzen Abend bis dahin verlieren? Dazu hatte er nicht Zeit genug. Seine Lage war keine rosige. Er hatte neuerdings im Spiel Verluste gehabt. Es war ihm nicht entgangen, daß sein hartnäckiges Glück Mißmut erregt hatte, und deshalb hatte er die ersten Verluste mit stiller Zufriedenheit begrüßt. Aber leider hatte ihm das Spielglück gar zu anhaltend den Rücken gekehrt, und nun durfte er keine Gelegenheit vorübergehen lassen, seinen Plan zu fördern, der darauf abzielte, seine Verhältnisse einmal gründlich und für immer zu heben. Er mußte je eher, je besser eine Aussprache mit der beleidigten Schönen herbeiführen, sie um Entschuldigung bitten und irgend etwas anführen, das seinem Ungestüm eine milde Beurteilung zusichern geeignet war. Aber nun machte er die Erfahrung, daß ihm die Zürnende auswich, und daß sie jede Möglichkeit, mit ihr ein paar ungestörte Worte zu wechseln, vereitelte.

Frau Valeska von Nestorsky mußte ihm helfen, und so engagierte er sie für den nächsten Rundtanz. Während er sie nach ein paar Runden auf ihren Platz führte, sagte er: „Sie werden die Güte haben, während der nächsten Pause mit Fräulein Sarnow in den Wintergarten zu gehen."

Frau Valeska sah ihn erstaunt, verständnislos an.

„Ich habe mit der jungen Dame zu sprechen", fuhr er erklärend fort, „möglichst ohne Zeugen. Ich überlasse es Ihrem Takt, das zu arrangieren."

Frau Valeska tat einen tiefen Atemzug. Sie gedachte der Mahnung ihres Gatten, und mit kalter Entschiedenheit erwiderte sie: „Ich bedaure, ich kann Ihrem Wunsche nicht entsprechen."

„Oho!" Seine Stimme nahm einen strengen, harten Klang an. „Ich warne Sie, mich zu reizen. Wollen Sie mir schon wieder die Freundschaft aufkündigen? Sie wissen, wessen Sie sich in diesem Fall von mir zu versehen haben."

Ihr schoß die Glut heiß ins Gesicht.

„Gleichviel", stieß sie mit zuckenden Lippen hervor: „Ich kann es nicht verantworten. Ich tue es nicht. Entdecken Sie meinem Mann alles, gut! Ich habe mich mit dem Gedanken vertraut gemacht. Ich werde ihm selbst noch heute Nacht alles sagen."

Sie setzte sich. Er blieb neben ihr stehen. Die herbe Entschlossenheit, die ihre Züge beherrschte, machten keinen Eindruck auf ihn. Leicht lächelnd, als wenn er mit ihr eines der üblichen tändelnden Ballgespräche unterhielte, sagte er: „Sie werden sich hüten, meine verehrte gnädige Frau. Es kann nicht Ihr ernstlicher Wille sein, das Leben ihres Mannes in Gefahr zu bringen."

Er sah, wie sie zusammenschreckte, und jetzt starrte sie mit einem ängstlich fragenden Blicke zu ihm auf.

„Das Leben meines Mannes? . . . ." Sie versuchte ein schwaches Lächeln. „Sie wollen mich nur erschrecken."

Er schüttelte den Kopf. „Urteilen Sie selbst, meine Gnädigste", fuhr er, immer im leichten Plaudertone, fort, „vergegenwärtigen Sie sich gefälligst, was geschehen wird, wenn Sie sich Ihrem Gatten offenbaren! Es ist ja möglich, daß er es Ihnen nicht nachträgt. Sicher aber ist, daß er Ihr Bild nicht in meiner Hand lassen wird. Er wird es unter allen Umständen von mir zurückfordern, ich aber werde mich seinem Verlangen nicht fügen. Und was wird dann die Folge sein, gnädige Frau?"

Sie sah entsetzt zu ihm auf.

„Die unvermeidliche Folge wird sein", vollendete er, „daß es zu einem heftigen Streit und in natürlicher Konsequenz zu einer Forderung zwischen uns kommen wird. Ich werde es so einzurichten wissen, daß ich der Beleidigte bin. Als solcher habe ich nämlich den ersten Schuß. Nun gebe ich Ihnen mein Wort, gnädige Frau, daß ich auf zwanzig Schritte niemals fehle."

„Sie — Sie wollen sich mit ihm duellieren?" stammelte die geängstigte Frau mit blassen Lippen.

Er zuckte mit den Achseln.

SLUB
Wir führen Wissen.